

Wahrheit und Wissen

**Oder: Inwieweit das W-Prädikat ein echtes (deskriptives) Prädikat ist
und wie die Sprechakttheorie gegen ihren stärksten Einwand gerettet werden kann.**

Gunnar Schumann

In meinem Dissertationsprojekt will ich dafür argumentieren, dass der Wahrheitsbegriff als ein normativer Begriff zu verstehen ist und dass jede Theorie der Wahrheit unvollständig ist, die den normativen Charakter der Wahrheit außer Acht lässt. Zunächst möchte ich darauf eingehen, was es heißen soll, den W-Begriff als normativen Begriff aufzufassen.

Im Wesentlichen folge ich – wenn man es so nennen möchte – der Theorie normativer Begriffe von Richard Hare, die er zuerst in „Die Sprache der Moral“ für die Wertwörter: „gut“, „richtig“ und „sollen“ entwickelt hat. Normative Begriffe bzw. Prädikate erfüllen eine gänzlich andere Funktion als deskriptive Begriffe bzw. Prädikate – mit ihnen werden, kurz gesagt, primär keine Gegenstände beschrieben oder Informationen über ihre Beschaffenheit weitergegeben, sondern Wertwörter haben die Aufgabe, Handlungen oder Entscheidungen zu beeinflussen. Die Verwendung von Wertwörtern führt zu *Empfehlungen* und Wertwörter lassen sich in dieser Funktion vergleichen mit der Funktion von Imperativen. Diese haben auch nicht primär die Aufgabe, den Rezipienten über einen Sachverhalt zu informieren, sondern ihn zu einem bestimmten Handeln zu bewegen. Werturteile implizieren somit nach Hare Imperative: ein Imperativ-Implikat zu einer wertenden Verwendung etwa des Wörtchens „gut“ in „Es ist gut, Strom zu sparen“ wäre also: „Spare Strom!“ oder in „Dieses Auto ist gut“ wäre es bspw. „Nimm dieses Auto!“ Einen Gegenstand gut oder eine Handlung richtig zu nennen, heißt es bzw. sie zu loben und sie schlecht zu nennen heißt, es zu tadeln, aber in keinem Fall wird der Gegenstand oder die Handlung primär *beschrieben*.

Desweiteren möchte ich in meiner Promotion aufzeigen, dass das zentrale Vokabular der Erkenntnistheorie ebenfalls normativen Charakter hat: an erster Stelle ist hier der Begriff der epistemischen Rechtfertigung zu nennen. Wir haben nämlich die Praxis uns und unsere Mitmenschen für ihre doxastischen Zustände für verantwortlich zu halten und loben oder tadeln sie in epistemischer Hinsicht für das Haben oder Nicht-Haben von Überzeugungen oder zumindest für Ihr Zustandekommen bzw. Nicht-Zustandekommen. Leider kann ich diesen Punkt hier nicht vertiefen In einem weiteren Schritt meiner Arbeit, auf den ich hier auch nicht tiefer

eingehen kann, möchte ich dafür argumentieren, dass sich der Wahrheitsbegriff anhand des Begriffes der epistemischen Rechtfertigung analysieren lässt. Wahrheit lässt sich als eine absolute Form epistemischer Rechtfertigung verstehen, die ich „infallible Rechtfertigung“ nenne. Eine solche Äquivalenzbehauptung zwischen Rechtfertigung und Wahrheit würde dann implizieren, dass auch das Wahrheitsprädikat als ein normatives Prädikat aufgefasst und entsprechend expliziert werden muss. Wenn man nun Hares Konzeption normativer Begriffe zu Grunde legt, heißt das, dass das W-Prädikat primär dazu benutzt wird, um epistemische Bewertungen auszudrücken. Somit wird im Normalfall der Verwendung des Wahrheitsprädikats – genau wie bei der wertenden Verwendung des Wörtchens „gut“ in moralischen Zusammenhängen – ein Sprechakt ausgeführt. (Was hier Normalfall heißt, dazu später) Und zwar den Sprechakt einer Empfehlung, die sich im Unterschied zu moralischen Empfehlungen allerdings nicht auf Verhaltensweisen oder Absichten von Personen erstreckt, sondern auf ihr Verhältnis zu Propositionen – und zwar ihr doxastisches. M.a.W.: wenn mittels normativem Vokabular im Bereich der Ethik bspw. gewisse Handlungen empfohlen werden, werden mittels normativem Vokabular im Bereich der Erkenntnistheorie gewisse Meinungen oder Propositionen empfohlen. Da Empfehlungen die gleiche Funktion wie Imperative haben, wäre also ein Imperativ-Implikat zu „Es ist wahr, das Schnee weiß ist“ demzufolge etwa: „Glaube, dass Schnee weiß ist!“ oder „Akzeptiere ‚Schnee ist weiß‘!“

Wenn wir das W-Prädikat in einfachen Sätzen der Form „X ist wahr“ verwenden, *tun* wir also primär etwas: wir üben einen Sprechakt aus. Daher versuche ich, an Sprechakttheorien der Wahrheit anzuknüpfen. Der junge Strawson hatte bereits in einem Artikel von 1949 eine performative Theorie der Wahrheit vertreten. Für Strawson hatte das W-Prädikat je nach Gesprächskontext die Aufgabe, Sprechakte des Bekräftigens, Unterstreichens, Einräumens oder Bestätigens zu tätigen. Der frühe Strawson war dabei allerdings sehr radikal: Für ihn war das W-Prädikat *gar nichts anderes* als ein Behelf zu einem Sprechakt des „epistemic appraisal“, also eines „epistemischen Lobes“. Über seine Sprechakt-anzeigende Funktion hinaus hatte das W-Prädikat nach Auffassung des jungen Strawson keine weitere Funktion und Bedeutung. Strawson stand unter dem Einfluss von Ramseys Redundanzthese und fasste deswegen „ist wahr“ auch nicht als eine echte Eigenschaft auf, wie es sonst gewöhnlich ist. Insbesondere dieser Punkt brachte Strawson viel Kritik ein, so dass er später seine radikale Position aufgab, und „wahr“ wieder als echtes Prädikat anerkannte. Seine Sprechakt-Theorie aus jungen Jahren hat er allerdings meines Wissens nach nicht weiter verfolgt.

Es ist nicht immerleicht zu sehen, was bei diesen Diskussionen eigentlich genau auf dem Spiele steht. So gibt es vehemente Verfechter der genuinen Prädikat-Natur von „wahr“ gegen die Deflationisten, bzw. gegen Performanz-Theoretiker der Wahrheit. Aber was eigentlich genau unter einer genuinen Eigenschaft zu verstehen ist, bleibt irgendwie im Dunkeln: Die einen verstehen darunter etwas, was man einer Sache nicht nur deswegen zuschreibt, weil sie so heißt. Andere verstehen darunter etwas, was in logischen Schlüssen benutzt werden kann. Eine weiteres Kriterium stammt angeblich von Kant: Ein Ausdruck ist dann ein genuines Prädikat, wenn er in Widersruch mit anderen, unstrittig echten Prädikaten stehen kann. So sei z.B. „existiert“ kein genuines Prädikat, denn ich kann ohne einen log. Widerspruch zu begehen, durchaus behaupten, dass Einhörner die-und-die Eigenschaft haben, aber nicht existieren.

Wie dem auch sei, ich denke, was die Anti-Deflationisten wahrscheinlich im Sinne haben, wenn sie darauf beharren, das „wahr“ ein genuines Prädikat ist, ist dass es sich um ein deskriptives Prädikat handelt, ein Prädikat also, das ausschließlich zum Beschreiben verwendet wird.

Obwohl – oder gerade weil - ich selbst ebenfalls eine Sprechakttheorie der Wahrheit vertreten will, möchte ich als herausstellen, dass man gar nicht zwischen *entweder* einer Sprechakt-anzeigenden Funktion des W-Prädikats *oder* seiner Funktion als genuines Prädikat entscheiden muss. Beide Auffassungen sind sehr wohl miteinander verträglich. Eigentlich sind die Redundanzthese über das Wahrheitsprädikat und ein Beharren auf seine sprechakt-anzeigende Funktion miteinander sogar unverträglich. Denn das Wahrheitsprädikat bekommt in einer Sprechakt-Theorie ja sogar die Aufgabe, die Bedeutung anzuzeigen oder zu verleihen – und ist deswegen grade nicht redundant. So wendeten bspw. auch Warnock und Austin gegen Strawson ein, dass ja gerade ein Sprechakt durch den Ausdruck „ist wahr“ nur dann ausgeführt werden könne, wenn „ist wahr“ als Prädikat einer Entität zugeschrieben wird.

Im Folgenden will ich jedoch zeigen, wie begrenzt der Sinn ist, in dem legitimerweise von einem deskriptiven Gehalt des W-Prädikats gesprochen werden darf. Seine Hauptfunktion besteht weiterhin darin, Sprechakte des epistemischen Empfehlens auszuführen.

Was wohl auf beiden Seiten unstrittig ist, ist ob das Wort „wahr“ grammatikalisch als ein Prädikat aufgefasst werden muss. Natürlich muss das Wort „wahr“, genau wie bspw. „rot“ syntaktisch als Adjektiv gebraucht werden. Aber der Konsens endet hier meist. Während für die meisten Deflationisten dieser Umstand bestenfalls die Täuschung der Oberflächengrammatik ist, fassen es alle anderen Wahrheitstheoretiker (Kohärenz, Korrespondenz, Konsens, und sogar einige Deflationisten wie Horwich) als „genuines“ Prädikat auf. Von den Anti-Redundanztheoretikern wird das Wahrheitsprädikat also als eine Eigenschaft mit einem de-

skriptiven Gehalt angesehen und Ausdrücke der Form „x ist wahr“ sind nichts anderes als Zuschreibungen der Eigenschaft der Wahrheit zu Sätzen oder anderen Wahrheitswerträgern.

Künne, den Einwand von Austin und auch Geach wiederholend, vergleicht die Prädikation von „wahr“ mit der Prädikation von „Idiot“ von einer Person.¹ Durch Äußern des Satzes „Du bist ein Idiot“ kann ich jemand beleidigen - übe also einen Sprechakt aus – aber nur dadurch, *dass* ich ihm die Eigenschaft, Idiot-zu-sein zuschreibe. Aber die Frage ist, ob Künne und Austin dieses Beispiel so glücklich gewählt haben, wenn sie damit zeigen wollen, dass „Idiot“ ein rein deskriptives Prädikat ist. Denn das ist „Idiot“ durchaus nicht. „Idiot“ ist nämlich – wenn es so verwendet wird, wie es die meisten von uns tun: nämlich als Beleidigung – ein Wertwort, ein normativer Begriff. Und diese Begriffe haben nun mal keine primär beschreibende Funktion. Wertwörter funktionieren, um mit Hare zu sprechen, anders als deskriptive Wörter. Sie verfügen zwar auch über einen deskriptiven Gehalt, denn was unter einem „Idiot“ genau zu verstehen ist, hängt nämlich von den jeweiligen Maßstäben der Sprecher ab, die dieses Wort dazu benutzen, Beleidigungen auszusprechen. Und diese Maßstäbe müssen auch beim Hörer bekannt sein, damit „Idiot“ überhaupt irgendeinen deskriptiven Gehalt haben kann. Ein solcher Maßstab mag sein: „Alle Personen, die nachts auf der Straße lärmern, sind Idioten.“ Man kann sich hier noch andere deskriptive Eigenschaften ausdenken, die den Maßstab von jemandem bestimmen mögen, welche deskr. Kriterien eine Person erfüllen muss, damit er sie einen Idioten nennt. Aber - und nun folgt der Gegeneinwand - wenn die Bedeutung von „Idiot“ vollständig in dieser deskriptiven Eigenschaft oder Menge von deskriptiven Eigenschaften aufgehen würde, so könnten wir das Wort „Idiot“ nicht mehr dazu verwenden, andere Leute zu beleidigen. Alles, was man mit dem Satz „Du bist ein Idiot“ täte, wäre die Zuschreibung einer Menge von Eigenschaften, also eine wertneutrale Beschreibung. Dies ist aber gerade nicht die Weise, in der wir „Idiot“ normalerweise verwenden, nämlich (abfällig) zu urteilen oder zu bewerten.

Oder, nehmen wir an, wir kennen die Maßstäbe von jemandem nicht, anhand dessen er Personen als „Idioten“ klassifiziert. Wenn wir ihn sagen hören, Peter sei ein Idiot, und wir kennen diesen Peter nicht weiter, sind wir immer noch nicht imstande, eine Beschreibung von Peter zu geben. Alles was wir erfahren, läuft darauf hinaus, dass der Sprecher diesen Peter oder Handlungen von ihm ablehnt. Das tun alle, die das Wort „Idiot“ so gebrauchen, wie wir es gewöhnlich tun. Sie bringen damit eine Ablehnung oder ein Unbehagen zum Ausdruck. Und das tun sie selbst dann, wenn alle diese Sprecher verschieden Maßstäbe darüber haben, wann jemand ein Idiot ist und wann nicht. Das bedeutet, der deskriptive Gehalt ihrer Zu-

¹ Künne, S. 62.

schreibungen, ein Idiot-zu-sein mag von Fall zu Fall verschieden sein, aber was bei allen Verwendungen von „Idiot“ konstant bleibt, ist seine expressive Rolle – ein zum Ausdruck-Bringen einer Ablehnung. Man könnte also auch sagen, dass die Zuschreibung von deskriptiven Eigenschaften, die wir mittels der Prädikation von Wertwörtern vornehmen, nur zufälligerweise stattfindet, während es die präskriptive Bedeutung, das Beurteilen oder Bewerten notwendigerweise mit der Prädikation von Wertwörtern verknüpft ist. Deswegen ist es die primäre Funktion von Wertwörtern präskriptiver und nicht deskriptiver Natur.

Auf der anderen Seite ist es immer sinnvoll zu fragen, warum jemand bspw. Peter für einen Idioten hält. Und wenn wir diese Frage stellen, dann verlangen wir die Angabe einiger deskriptiver Eigenschaften von Peter oder seinen Handlungen. Es würde schlicht keinen Sinn machen, jemanden als Idioten zu bezeichnen und auf die Nachfrage, weshalb er so bezeichnet wird, zu antworten: „Ach, es gibt gar keinen Grund dafür – er ist einfach ein Idiot.“ Die deskriptiven Eigenschaften geben die Gründe an, weshalb jemand jemanden für einen Idioten hält. Diese Gründe-Beziehung zwischen den deskriptiven Merkmalen einer Person oder eines Dinges und seiner Bewertung ist die Beziehung der *Supervenienz*.

Für das unmittelbare Problem hier ist es zunächst wichtig, festzuhalten, dass normative Prädikate also immer einen deskriptiven und einen präskriptiven Gehalt haben, um mit Hare zu sprechen. Wenn nun „wahr“ als ein normatives Prädikat aufgefasst werden muss, dann ist klar, dass es in sich auch diese Janus-Natur von teils deskriptiver, teils präskriptiver Bedeutung trägt. Die präskriptive Bedeutung des W-Prädikats geht auf in der epistemischen Empfehlung, die mit ihm durchgeführt wird und die der Sprechakt-Theoretiker meiner Ansicht nach zurecht als den Bedeutungskern des W-Prädikats auffasst.

Worin besteht nun aber die deskriptive Bedeutungskomponente von „wahr“ – oder was könnte sie sein? Meine Antwort ist: Resultat gewisser epistemischer Rechtfertigungsprozeduren zu sein. Der deskriptive Gehalt von „wahr“ hängt von unseren epistemischen Maßstäben ab, die festlegen, wann wir Propositionen für verlässlich halten. Und wenn wir uns zu einer Aussage wie „'Schnee ist weiß' ist wahr“ hinreißen lassen, dann meinen wir damit in deskriptiver Hinsicht bspw. so viel wie: „Dass Schnee weiß ist, ist durch jahrelange sinnliche Erfahrung durch uns selbst verdammt gut bestätigt.“ Oder, wenn wir in einigen Monaten vielleicht sagen: „Dass es das Higgs-Teilchen gibt, ist wahr“ hat die deskriptive Bedeutung von „Dass es das Higgs-Teilchen gibt wurde von den besten wissenschaftlichen Experten mittels den derzeit präzisesten Instrumenten bewiesen.“ Unsere Gründe, etwas für wahr zu halten, könnten auch völlig anderer Natur sein, für knallharte Esoteriker mögen die Resultate der modernen Physik, dass sich experimentell keine Erdstrahlen oder Kraftlinien nachweisen lassen,

völlig irrelevant sein. Aber, genau wie bei der wertenden Verwendung von „gut“ oder „Idiot“ wäre es in keiner Weise sinnvoll, wenn wir behaupten würden, dass „Schnee ist weiß“ wahr ist, jedoch keinerlei Gründe dafür angeben imstande wären. „Es ist einfach so“ oder „weil es einfach wahr ist“ sind keine befriedigenden Antworten auf die Nachfrage, weshalb wir „wahr“ von „Schnee ist weiß“ präzisieren. Es ist aber immer sinnvoll, sie zu stellen, denn niemand von uns ist in der Lage, die Wahrheit von Propositionen einfach so zu einzusehen – ohne rechtfertigende Gründe anzuführen. Und das heißt, seine Maßstäbe für epistemische Bewertung zu explizieren, und das tun wir in rein deskriptivem Vokabular.

Es sei hier noch bemerkt, dass manchmal, in wenigen Fällen Wertwörter ihre präskriptive Bedeutung ganz verlieren können und nur noch mit einer oder einer Menge von deskriptiven Eigenschaften äquivalent sind. Dies ist zum Bsp. bei Ausdrücken wie „schöne Künste“ der Fall oder bei „Gutmensch“, bei dem sich die ursprgl. positive Bedeutung sogar in ihr Gegenteil verkehrt hat. Dass diese wenigen Gebrauchsweisen aber von der allgemeinen abweichen bestätigt eher die Regel als die Ausnahme. Ebenso kann bei Sprechern oder in Gemeinschaften von Sprechern die Maßstäbe so verfestigt sein – um nicht zu sagen verknöchert, so dass der präskriptive Gebrauch von Wertwörtern ganz aufhört und nur noch deskr. Gebrauch gemacht wird. So kann bei bestimmten Leuten durchaus die Bedeutung von „wahr“ mit dem deskriptiven Prädikat „steht in der Bibel“ oder „wird von der klassischen Mechanik vorhergesagt“ identifiziert werden. Aber solche Sprachgemeinschaften entfernen sich von dem allgemein üblichen Sprachgebrauch und können auch gar nicht mehr für ihre Sicht der Dinge werben, denn Sätze wie „Alles, was die Bibel sagt ist wahr“ wären bedeutungsäquivalent mit „Alles was in der Bibel steht, ist alles, was in der Bibel steht“ und damit könnten die Aussagen der Bibel nicht mehr epistemisch anempfohlen werden.

Ich hoffe diese Theorie der Wertwörter kann ein wenig erhellen, in welchem Sinne das Wahrheitsprädikat einen deskriptiven Gehalt hat und wie weit es auch nur nötig ist, zu sagen, dass das W-Prädikat einen deskriptiven Gehalt hat.

Kritiker der performativen Theorie der Wahrheit haben allerdings noch einen Trumpf in der Tasche. Es gibt einen ziemlich starken Einwand, der gerne gegen Theorien angebracht wird, die die Bedeutung von bestimmten Wörtern anhand der Sprechakte, die sich mit ihnen anstellen lassen, explizieren wollen. Dieser Einwand richtet sich also nicht nur gegen Strawsons Sprechakt-Theorie der Wahrheit, sondern betrifft auch Hares Metaethik und emotivistische Theorien der Ethik. Die Bedeutung der angeblichen Sprechakt-anzeigenden Wörter, so die Kritiker, lasse sich gar nicht auf ihre performative Rolle zurückführen, da es bedeutungs-

volle Vorkommnisse eben dieser Wörter gibt, in denen sie ihr Sprechakt-Potential gar nicht entfalten können. Dieser Einwand in besonders scharfer Weise von Peter Geach² hervorgebracht, geht aber wohl schon auf Frege³ zurück: Wenn z.B. der Ausdruck „ist wahr“ im Antezedent eines Konditionals auftaucht, dann wird überhaupt kein Sprechakt ausgeführt. Das ist selbst bei weitgehend unkontrovers sprechaktanzeigenden Wörtern wie „Ich verspreche“ oder „Ich bedanke mich“ so. Das vorhergehende „Wenn“ nämlich nimmt gewissermaßen sämtliche Sprachhandlungen „zurück“ bzw. lässt sie gar nicht erst entstehen: Selbst durch aufrichtiges Äußern des Satzes „Wenn ich Dir das-und-das verpreche, dann so-und-so“ wird kein Versprechen gegeben. Und so könne dies auch nicht bei Wahrheits-Sprechakten geschehen: „Wenn der Satz „Schnee ist weiß“ wahr ist, dann so-und-so“ – auch hier wird keinesfalls der Sprechakt des epistemischen Lobes, einer Bestätigung oder eines Einräumens ausgeführt. Aber dieses Phänomen tritt nicht nur bei Konditionalen auf, sondern generell bei so genannten „eingebetteten“ Sätzen. Eingebettete Sätze sind Sätze, die Bestandteile anderer Sätze sind und daher nicht selbst mit behauptender Kraft auftreten: „Hans sagte, ‚Schnee ist weiß‘ ist wahr“, „Ich frage mich, ob es wahr ist, dass Schnee weiß ist“, „Entweder ‚Schnee ist weiß‘ ist wahr oder nicht“.

Virulent wird dieses Problem spätestens wenn wir logische Schlüsse der folgenden Form betrachten:

(P1) Wenn Peters Äußerung wahr ist, dann müssen wir uns beeilen

(P2) Peters Äußerung ist wahr

(C) Wir müssen uns beeilen.

Denn, während der Ausdruck „ist wahr“ in der zweiten Prämisse vielleicht wirklich sein Sprechakt-Potential entfaltet, kann es dies im ersten nicht. Wer also behauptet, die Bedeutung des Wörtchens „wahr“ gehe in seinem Sprechaktpotential auf, muss den oberen Syllogismus als einen Fehlschluss durch Äquivokation ansehen. Aber der Schluss ist vollkommen in Ordnung. Also kann die Bedeutung des W-Prädikats nicht in seiner Sprech-Akt-anzeigenden Rolle bestehen.

Auch wenn „ist wahr“ in nicht-deklarativen Sätzen wie Fragen und Wünschen auftaucht, kann es sein Sprechakt-Potential nicht entfalten. Dennoch bedeuten auch Fragen und Wünsche etwas.

² P.T. Geach: *Ascriptivism* (1960), in: ders.: *Logic Matters*, Berkeley 1972. Vgl. a. John R. Searle: *Meaning and Speech Acts*, *PhilRev* 71/4 (1962), S. 423-432, Robert Brandom: *Expressive Vernunft*, Kap. 5.2.5, S. 430ff.

³ Frege: *Der Gedanke*, S. 63

Der Einwand paralyisierte die Sprechakttheorie für Jahre, führte dazu, dass Strawson seinen frühen Versuch aufgab und zählt auch heute noch zu den Standardeinwänden gegen alle performativen Bedeutungstheorien.

Lässt sich die Sprechakttheorie vor diesem Einwand retten? Zunächst sollte Klarheit darüber herrschen, was der Einwand genau zeigt: Er zeigt, dass der Sprech-Akt-Theoretiker der Wahrheit nicht alle Verwendungsweisen des Wahrheitsprädikats als Sprechakt-anzeigend auffassen dürfen. Da das W-Prädikat sinnvoll in Kontexten verwendet werden kann, in denen es eindeutig nicht sein Sprechakt-Potential entfaltet, muss es also als ein Prädikat mit einem deskriptiven Gehalt – und keinem präskriptiven – handeln. Man kann auch nicht einfach zwei Bedeutungsweisen des W-Prädikats unterscheiden – eine für eingebettete und eine für freistehende Vorkommnisse – denn sonst müssen Syllogismen der obigen Form als Fehlschlüsse durch Äquivokation behandelt werden.

Hares Rettungsversuch

Hare schlägt eine Verfeinerung der Sprechakttheorie vor, durch die gezeigt werden kann, dass es doch wohl möglich ist, die Bedeutung von sprechaktanzeigenden Wörtern anhand ihrer Sprechakt-Potentiale zu explizieren⁴ und die mir auch Erfolg zu haben scheint: Zunächst einmal ist der nicht-assertorische Gebrauch von Sprechakt-anzeigenden Wörtern zu unterscheiden in: nicht-assertorischer Gebrauch in Fragen und Verneinungen und dann in eingebetteten Vorkommnissen. Zunächst zu Fragen und Negationen:

Fragen stellen offenbar den einfachsten Fall dar: Eine Frage der Form „Do you promise to ..?“ stellt zwei mögliche alternative Antworten zur Wahl: entweder man verspricht etwas oder nicht – d.h. die Frage stellt den Respondenten vor die Wahl, ob er ein Versprechen abgibt oder nicht (es geht hier natürlich um eine Frage, die einem ein Versprechen abringt – und nicht um die Frage, ob man sich als ein gerade Versprechenden beschreibt: „Are you promising?“). Um eine der beiden Antworten zu geben, muss der Sprecher wissen, was es heißt, die Phrase „Ich verspreche“ in freien Vorkommnissen zu benutzen, d.h. also den Sprechakt eines Versprechens auszuführen. Um also die Bedeutung der Frage „Versprichst Du mir x?“ anzugeben, geben wir zunächst die Bedeutung eines freien Vorkommnis von „Ich verspreche“ an (zusammen mit den Bedingungen unter denen ein Versprechen glückt, d.h. dass der Sprecher z.B. aufrichtig sein muss, dass der andere das Versprochene will, usw.) und geben dann in einem zweiten Schritt die Bedeutung der Fragesatz-Form an, nämlich, dass sie eine Art von

⁴ Richard M. Hare: *Meaning and Speech Acts*, PhilRev 79/1 (1970), S. 3-24.

Aufforderung zu einer Wahl ist. Der Fragende gibt kein Versprechen ab, aber was er tut, lässt sich erklären anhand eines normalen Sprechakts des Versprechens plus der Bedeutungsmodifikation, die durch den Frageoperator hinzukommt. Das bedeutet also, dass auch solche Nicht-Versprechens-Sprechakte, die dennoch das Wort „versprechen“ enthalten, anhand der Sprechakt-Rolle von „versprechen“ erklärt werden können.

Wie verhält es sich mit W-Fragen (Wo? Wie? Warum? Wer?) Diese Frage können nach dem Modell einer Aufforderung eine Variable in einer Satzfunktion zu binden – entweder durch Quantifizierungen oder durch Ersetzen der Variable durch eine Individuenkonstante. Dabei kann man sämtliche W-Fragen analysieren als Welches-Fragen plus einer Kategorienbedingung, die den Gegenstandsbereich im Voraus einschränkt, bei Wer-Fragen auf Personen, bei Wo-Fragen auf Orte, bei Wozu-Fragen auf Zwecke, usw. Zum zweiten kann der Bereich möglicher Antworten zusätzlich eingeschränkt werden durch die so genannte „Fragematrix“ (Belnap/Steel) also Bedingungen, die die gesuchten Antworten erfüllen müssen und die in der Frage oder durch den Gesprächskontext bereits gegeben sind: sein: „*Wer von Euch beiden hat gestern...*“

Nun zu Negationen: Man muss zunächst auch zwei Fälle von Negation unterscheiden: „interne“ und „externe“. Interne Negation findet statt in „Die Katze ist nicht auf der Matte“ und externe in „Ich behaupte nicht, dass die Katze auf der Matte ist“. Die interne Negation ist also eine Negation des – wenn man so reden darf – propositionalen Gehalts eines Satzes, während die externe Negation eine Negation der Kraft einer Äußerung ist. Externe Negationen, also Negationen des Sprechaktes müssen meist explizit gemacht werden („Ich sage/behaupte nicht, dass ...“), aber vllt. können sie auch durch Sätze wie „Die Katze könnte auf der Matte sein oder auch nicht“ ausgedrückt werden. Egal, ob es letztlich solche nicht-expliziten Sprechakt-Verneinungen gibt oder nicht – auch Negationen können unter Zugrundelegung der Normalform eines freien Vorkommnis eines Sprechakts erklärt werden: Die interne Negation ist nichts anderes als die Anwendung des bereits verstandenen Negationsoperators auf den oder auf Teile des propositionalen Gehaltes unter Beibehaltung der jeweiligen Kraft des Sprechaktes, während die externe Negation eine Anwendung des Negationsoperators auf die Kraft des Sprechaktes selber ist. In unserer Kommunikation bedürfen wir dieser letzteren Option bisweilen, um klarzustellen, wie wir verstanden werden wollen: „

Zu Konditionalen: Auch Konditionale müssen letztlich verstanden werden anhand der Bedeutung der kategorischen, freien Grundform eines Behauptungssatzes und der Bedeutung des konditionalen Satzgefüges. Einen Wenn-dann Satz zu verstehen, heißt zu verstehen, welche Rolle er in logischen Schlüssen spielt. Wer akzeptiert, dass „Wenn p, dann q“ und p gegeben

ist, der muss auch q akzeptieren, da er ansonsten zeigt, dass er die Bedeutung der „Wenn...dann...“-Form nicht versteht. Ein Konditional zu verstehen, heißt also nichts anderes als Schlüsse der Modus Ponens Form zu akzeptieren. (Dies ist außerdem die Lösung für Carrolls Paradox von der Schildkröte und Achill. Achill hätte der Schildkröte sagen können, dass sie die das Satzgefüge „Wenn...dann...“ nicht so versteht, wie die meisten in unserer Sprache.)

Wenn wir also die frei vorkommende, kategorische Grundform des Satzes „Die Katze ist auf der Matte“ und das „Wenn...dann...“-Satzgefüge verstanden haben, ist es kein Problem, von dem Behaupten von „Wenn die Katze auf der Matte ist, dann schnurrt sie“ und dem Behaupten von „Die Katze ist auf der Matte“ überzugehen zu der Behauptung „Sie schnurrt“.

Hare fügt dann der Fregeschen Unterscheidung von Gedanke (Phrastikon) und Kraft (Neustikon) ein zusätzliches Moment hinzu: das des grammatikalischen Modus des Hauptverbs (Tropikon). Im Deutschen und im Englischen betrifft das also den Unterschied, ob wir ein Verb in den Indikativ, den Konjunktiv oder den Imperativ setzen. In anderen Sprachen bzw. im Dt. nur noch rudimentär vorhanden gibt es z.B. noch *Jussiv* (eine Form des Imperativs der an eine dritte Person gerichtet („Es kehre jeder vor seiner eigenen Haustür“, „Man nehme...“), *Energikus* (eine Form des kategorischen Behauptens, bei dem der Akzent auf die finite Verbform gelegt wird: „She does want him“, „Sie WILL ihn“) oder den Optativ, der einen Wunsch zum Ausdruck bringt.

Hares These ist nun – und ich möchte mich dieser These anschließen - dass wir den indikativischen Modus des Hauptverbs im Satz „Die Katze ist auf der Matte“ anhand des Sprechaktes des Behauptens, zu dem wir den Satz standardmäßig verwenden, verstehen. Dies heißt, wir verstehen, dass wir uns standardmäßig auf den Inhalt des Gesagten festlegen, ihn akzeptieren, ihn glauben (Aufrichtigkeit vorausgesetzt). Wenn allerdings dieser Satz in einen anderen eingebettet wird, kann er seine Kraft verlieren – behält aber sein Tropikon bei, d.h. das Hauptverb des Satzes behält seinen grammatischen Modus. Natürlich hat der neue, ganze Satz wiederum eine Kraft, jedoch bezieht sich diese Kraft auf den ganzen, zusammengesetzten Satz und nicht auf den eingebetteten. Damit ein Satz eine echte Behauptung ist, reicht es nicht hin, dass in ihm das Hauptverb im Indikativ-Modus erscheint, sondern er muss zusätzlich mit behauptender Kraft geäußert werden. Im Normalfall eines freien Vorkommnis ist dies aber gerade so. Freie, geäußerte Sätze werden als mit-der-impliziten-Kraft-der-Behauptung-versehene verstanden, es sei denn es wird entweder explizit gemacht, dass sie nicht mit behauptender Kraft geäußert werden oder es ist durch den Kontext klar, dass es sich nicht um echte Behauptungen handelt (bspw. im Theater). Obwohl also immer eine Kraft präsent sein

muss, bevor ein Satz als Behauptung verwendet werden kann, ist es standardmäßig wegen des Tropikons, dass er als Behauptung verwendet wird.

Damit Schlüsse der Form „Wenn p, dann q“, „p“, also: „q“ auch in einer Sprechakttheorie gültig bleiben, ist es nicht entscheidend, dass die eingebetteten und freien Vorkommnisse von „p“ denselben Sprechakt exemplifizieren, sondern allein, dass sie dasselbe Tropikon haben, d.h. dass ihr Hauptverb im selben grammatischen Modus steht.

Was also passiert, wenn man einen Satz in die Antezedenz-Stelle eines Konditionals einbettet, ist, dass es zwar sein Neustikon (seine Kraft) verliert, aber sein Tropikon (der grammatische Modus des Hauptverbs) erhalten bleibt. Deswegen muss die zweite Prämisse dasselbe Tropikon haben wie der Satz im Antezedenzteil der ersten Prämisse, damit dieser Satz „entbettet“ werden kann. So ist bspw. der folgende Schluss ungültig, da in ihm Antezedenz der ersten Prämisse und zweite Prämisse verschiedene Tropika haben: „Wenn das Fenster offen ist, dann zieht es“ – „Öffne das Fenster!“ – „Es zieht“.

Zurück zum Problem mit „ist wahr“ und seinen eingebetteten Vorkommnissen. In „Wenn es wahr ist, was der Polizist gesagt hat“ kommt „ist“ also in demselben grammatischen Modus wie in der zweiten Prämisse vor, so dass also auf die Conclusio geschlossen werden darf. Dennoch wird der Antezedenz-Satz der ersten Prämisse ohne behauptende Kraft geäußert, er stellt keine Behauptung dar. Und dennoch kann man bei der Position bleiben, dass die Bedeutung von „wahr“ anhand eines Sprechakts aufgefasst werden muss, den man eben standardmäßig – aber nicht immer – mit ihm durchführt. Hierbei kommt alles darauf an, was unter „standardmäßig“ zu verstehen ist – und die Antwort ist: sein freies Vorkommnis.⁵

Nebenbei bemerkt: dass einige grammatische Modi wie der Imperativ nie im Antezedenz eines Konditionals vorkommen können hat seinen Grund darin, dass Imperative genau wie explizite performative Verben funktionieren, die auch nicht im Antezedenz eines Konditionals auftauchen können – und dabei ihre performative Kraft behalten. Da Imperative als grammatischer Modus unweigerlich mit ihrem Sprechaktpotential verknüpft sind, können sie nie im Antezedens auftauchen. Dass schließt jedoch nicht andere grammatische Modi nicht davon aus, in Antezedens-Stellen ihre performative Kraft zu verlieren, sie aber im freien Vorkommnissen zu haben.

⁵ (Es kann übrigens nicht die Absicht sein, mitzuteilen, dass die Katze auf der Matte ist mit der ein Satz geäußert wird, vgl. Searles Kriegsgefangener-Argument in: Speech Acts)